

Dienstag, 14. Mai 2024

Über das Bühnenbild hinaus

Diese Ausstellung zeigt den künstlerischen Dialog des Bühnenbildners Toni Businger und seiner Tochter Antonia.

Elisabeth Feller

Für theaterliebende Menschen im In- und Ausland war er der Bühnenbildner schlechthin. Doch der 2019 im Alter von 85 Jahren verstorbene Wettinger Toni Businger war noch weit mehr: Ein Mensch mit weit gespannten, künstlerischen Interessen, der ein immenses Oeuvre hinterliess.

Aber: Ist dieses andere Werk bekannt? Nicht unbedingt. Das darf nicht so bleiben, sagt Sarah Merten, Leiterin der Galerie im Gluri Suter Huus, weshalb sie Toni Businger jetzt nicht auf den weltberühmten Bühnenbildner reduziert, sondern ihn als fast unfassbar vielseitigen Künstler vorstellt, dessen Landschaften, Stilleben, Bildhauerei, Architektur und Modedesign einen unverwechselbaren, hohen künstlerischen Wert aufweisen. Deshalb wird Toni Businger nicht mit einer Chronologie seiner Theaterarbeiten gewürdigt, sondern im zeitgenössischen Kontext.

Gemeinsam ist Vater und Tochter die Vielfalt

Wer wäre dazu berufener als Busingers Tochter Antonina, die den Jahrgang 1990 hat. Auch sie eine Künstlerin, deren «Handschrift» sich – natürlich – von ihrem Vater unterscheidet, deren Augenmerk sich aber ebenfalls auf ganz unterschiedliche künstlerische Medien richtet: Analoge und digitale Malerei, Fotografie, Video und Installation.

Vater und Tochter gemeinsam sind Themen wie Licht, Raum, Bewegung und Durchlässigkeit – und das spiegelt sich in jedem Raum der Galerie. Wer im Erdgeschoss beginnt, ist überwältigt: Eine lichtdurchflutete, vornehmlich in Blautönen gehaltene Bilderwelt, die an einer Wand hängt, die wiederum mit kräftigen, wie aus dem Moment heraus kreierten, ebenfalls viel Blau aufweisenden Strichen bemalt ist – Antonina Busingers Subtext zum Werk ihres Vaters.



Unbekanntere Werke des Bühnenbildners Toni Businger werden im Gluri Suter Huus ausgestellt.

Bild: Alex Spichale

Links bleibt man stehen vor einem Gemälde, dessen dreiarbig herausragende Uferabschnitte an eine Krake erinnern. Antonina Businger spinnt die Erzählung ihres Vaters auf einer transparenten Leinwand weiter, indem sie eine sich im Wasser windende Krake zeigt, deren Auge die Betrachterin – ja, wie

denn? – ironisch-vergnügt ins Visier nimmt.

Eine schöne Hommage der Tochter

Schiere Leichtigkeit verströmt Antonina Busingers Wandbild, und genau diese hat man immer bei ihrem Vater bewundert. Selbst dann, wenn ein weiterer Raum mit schwärzlichen Bildern eine düstere Atmosphäre ausstrahlte, wäre da nicht ein weisser Kettenvorhang. Wendet man sich dann aber der rückwärtigen Wand zu, wird man förmlich in einen schwarzen Theaterraum mit Parkett und Logen katapultiert. Riesig ist

dieser mit «L'envers, nach Toni Businger» betitelte Folienprint: Antonina Busingers Umkehrung eines farbigen Gemäldes, das ihr Vater gestaltet hat – Welch feinfühliges Hommage.

Wo immer man hinschaut, überall befinden sich Vater und Tochter in einem Dialog. Wer hat was gemalt, fragt man sich und tippt in der Regel richtig. Frappierend sind gerade die Gemeinsamkeiten in den Unterschieden: Etwa in Antonina Busingers mit kräftigem Strich schwarz-weiße Wellen assoziierender Antwort auf die abstrakten, mit entschiedenem Strich gemalten Farbbilder ihres Vaters.

Dass im obersten Stockwerk sodann drei verspielte, zarte Röcke (die Toni Businger für ein Ballett entworfen hat) vom «Himmel» hängen, verfestigt den Eindruck einer wunderbar sinnstiftenden Ausstellung, die Toni und Antonina Businger in einem nie abreisenden Gespräch zeigt über ihre ebenso unterschiedlichen wie gemeinsamen Welten. Was die beiden wohl zueinander sagen würden, schauten sie sich die Ausstellung gemeinsam an? «Ich bin stolz auf dich.»

Toni Businger – Antonina Businger: bis 30. Juni, Gluri Suter Huus, Wettingen.

Ist Schriftstellerei eine Büroarbeit?

Dass wir im «Bürozän» leben, könnte man als spöttische Pointe auffassen. Im Aargauer Literaturhaus in Lenzburg widmet sich eine Veranstaltungsreihe nun aber dieser Frage in aller Breite. Dorothee Elmiger (Bild) und Juan S. Guse erzählen am kommenden Freitag von ihrem Arbeiten am Schreibtisch, lesen aus neuen und alten Texten zum Büro und sprechen mit Simona Pfister über ihr Verhältnis zu Pult und Bürokultur.



In ihrem Roman «Aus der Zuckerfabrik» folgte Dorothee Elmiger den Spuren des Geldes, des Zuckers, der Gier, der Ausbeutung in der Karibik und der Glückssuche in Geschichte und Gegenwart. Ob und wie sie dabei vom Schreibtisch aus recherchiert hat, und wie sie auf die Umgebung reagierte, wird interessant sein. In einem kürzlich erschienenen Interview sagte sie: «Mein Schreiben kam nie nur aus dem eigenen Kopf. Ich habe immer schon mit dem Material um mich herum gearbeitet. Es spielt also eine Rolle, was vor der eigenen Haustür passiert.»

Juan S. Guse hat zuletzt 2019 mit seinem Roman «Miami Punk» ein vielstimmiges dystopisches Panoptikum an der Küste des zur Wüste gewordenen US-Bundesstaates Florida zum schrillen Untergangsszenario geschrieben. Da er derzeit an seiner Dissertation in Arbeits- und Organisationssoziologie schreibt, ist er quasi Experte in Sachen Schreibtischarbeit. Dass Elmiger und Guse bei ihren Teilnahmen am Bachmannpreis (2010, 2022) den Kelagpreis gewannen, verbindet die beiden zusätzlich. (hak)

Literaturhaus Lenzburg, Freitag, 17. Mai, 19.45 Uhr

«Der Genderstern ist wichtiger als so manche Kommaregel»

Andreas Bertschi über sein neues Buch, Gendersprache und darüber, wieso nicht mehr auf Mundart geschrieben werden muss.

Fiona Scotoni

Andreas Bertschi sitzt an einem abgenutzten Tisch in seinem Atelier. Durch das offene Fenster im fünften Stock ist der Zürcher Verkehrslärm zu hören. Der gebürtige Badener hat nun sein zweites Buch veröffentlicht und schreibt auf Mundart über Mundart.

Was für einen Dialekt sprechen Sie?

Andreas Bertschi: Ich glaube ein Gemisch aus dem Raum Baden und Zürich und sonstigen Einflüssen, die nicht in traditionellen Dialekten verortet werden können, wie die Sprachentwicklung, die migrierte Personen mitgebracht haben, und auch das Englische. Aber je länger ich in Zürich bin, desto mehr «zürchere» ich.

Woran merken Sie das?

Ich glaube, «zwei» ist ein klassisches Beispiel. Jetzt sage ich

«zwei», bin aber mit «zwoi» aufgewachsen. Allgemein merke ich es an den Vokalen, wie ich mehr und mehr «i» statt «e» sage.

Worum geht es in «Fêrhêldnismässig onmessfêrschdändlich»?

Angefangen hat es mit relativ kleinen Fragestellungen darüber, wie ich mich ausdrücke und wie sich meine Sprache verschriftlichen lässt. Mich interessierte auch, was die Eigenheiten und der Charme einzelner Mundart-Wörter aus verschiedenen Dialekten sind. Interessant fand ich auch, welche Wörter ich in mein eigenes Vokabular übernehme und wie sich dieses entwickelt. Dann hat es sich sukzessive zu einer kleinen Sprachanalyse geformt. Es geht um die Selbstverständlichkeiten unserer Sprache und um die Frage, inwiefern sich Sprache aktiv gestalten lässt.



Können Sie dafür ein Beispiel geben?

Zum Beispiel das «sch»: Drei Buchstaben für einen Laut sind nun wirklich nicht praktisch. Allerdings ist dieses Problem auch nicht sonderlich relevant. Auf einer anderen Ebene befindet sich die genderinklusive Sprache. Da entschied ich mich dafür, daran zu arbeiten und nicht länger die binäre Schreibweise oder das generische Maskulinum zu verwenden.

Viele Menschen sträuben sich gegen ungewohnte Sonderzeichen. Was denken Sie über Gendersternchen?

Ich bin ein Verfechter des Gendersterns, da geht es um die Präzi-

Andreas Bertschi schrieb sein neues Buch auf Mundart. Bild: zvg

sion von Sprache, unsere Realität möglichst gut wiederzugeben, sodass sich auch alle angesprochen fühlen, wenn ich alle meine. Zu Beginn irritiert er natürlich, aber das ist Gewohnheitssache. Wenn es um Präzision geht, ist der Genderstern wichtiger als so manche Kommaregel. Nun setzt sich eher der Genderdoppelpunkt durch, der ist auch in Ordnung.

Was hat Sprache mit Identität zu tun?

Sehr viel, sie definiert, was wir mitteilen und verstehen können. Sprache kann auch sehr ausschliessend sein, indem durch sprachliche Barrieren Kommunikation verhindert wird. Schweizerdeutsch sprechende Personen fallen in Gruppen mit Leuten, die Schriftdeutsch bräuchten, schnell in die Mundart zurück. In diesem Zusammenhang ist es wichtig, sich auch im Standarddeutschen wohlfühlen zu können. Sie hat Reichwei-

te, die Mundart nicht hat. Darum finde es nicht unbedingt wichtig, dass auf Mundart geschrieben wird, da eingegrenzt wird, wer den Text überhaupt lesen kann.

Reicht das im Hochdeutschen gebräuchliche Alphabet, um die Mundart zu erfassen?

Das Hochdeutsche lässt sich mit dem gebräuchlichen Alphabet auch nicht genau erfassen, wie beispielsweise die verschiedenen Tonalitäten von «e» zeigen. Insofern reicht das Alphabet auch nicht für das Schweizerdeutsche, wenn es darum geht, alle Feinheiten zu erfassen. Um sich verständlicher auszudrücken, reicht es aber meistens aus. Das Problem sind eher die fehlenden Konventionen.

Andreas Bertschi, «Fêrhêldnismässig onmessfêrschdändlich». Der gesunde Menschenversand, 2024.